



Abend-

Zeitung.

50.

Dienstag, am 29. Februar 1820.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

An den Hofmedicus R.

(Nebst einem Korbe mit Weintrauben.)

Nicht jener Bluth-Geist, der in Wirbel-Kreisen
aus schäumenden Pokalen aufwärts sprüht,
der, wie ein Dämon, um den Sinn des Weisen
den trüben Nyctambus dürst'ger Thorheit zieht;
der finstre Geist nicht, dessen dumpfes Walten
des Anstands enge Schranken überspringt,
und mit des Wahnsinns schreckenden Gestalten
den Feuerbrand der wilden Zwietracht schwingt. —
Nein, jener reine Geist, der süß und mild
und stärkend, wie der Duft der Frühlingesblüthe,
den heißen Durst nach Labung kühl und stillt:
er ist's, den ich in Traubenform Dir biete.

Wenn für die Edle, die in heitern Stunden,
so wie im Sturm, Dir hold zur Seite steht,
auf die ein Genius, nach Kampf und Wunden,
den Krafthauch der Genesung nieder weht —
ja, wenn für sie Pomonens reinste Gaben
— dann köstlicher als schönster Frühlings-Schmuck —
auch nur ein Tröpfchen Lethe in sich haben;
nicht wahr? dann sagst Du mir's — durch Hände-
druck.

Dir aber, dessen Blicke voll Vertrauen
in's Blumenreich der bessern Folgezeit
zu jenen Lagen hell hinüber schauen,
die die Gerettete zu Festen weilt: —
Dir — wohl! — die Horen bringen dust'ge Blätter,
zum schönsten Kranz für Dich. Und diese Günst
verdienst Du zwiefach; denn Ihr Lebensretter,
Ihr Genius warst Du, und Deine Kunst.

Lepegre.

Die Eroberung von Mexico.

(Fortsetzung.)

In einer lachenden, fruchtbaren Gegend lag
die Stadt des Herrn von Chempoalla, welcher sich
jezt das Heer der Spanier näherte. Die wohlge-
bauten Häuser, von stolzen Pallästen und hohen
Tempelthürmen überragt, der weißglänzende Kalk,
mit dem alle Gebäude beworfen waren, und den die
metallgierigen Soldaten anfänglich für gediegenes
Silber hielten, gaben dem Orte ein überaus statt-
liches Ansehn, und erinnerten die Spanier an des
Mutterlandes größere Städte. Bei dem Einzuge
in Chempoalla wogten alle Straßen und Markt-
plätze von einer ungeheuern Menschenmasse, die un-
bewaffnet und in ruhiger Stille die Fremden neu-
gierig angaffend, ihnen einen friedlichen Empfang
verbürgte. Jezt war der Pallast des Fürsten er-
reicht, und, von einigen Edeln unterstützt, wälzte
sich den Ankömmlingen ein kolossaler, olivenfarbner
Fleischklumpen entgegen, den baumwollenen Mantel
reich mit Juwelen besäet und Juwelen in den Oh-
ren, der Nase und den Lippen. Es war der Fürst
von Chempoalla, dessen unförmliche Dicke und Un-
behülfslichkeit so auffallend war, daß Cortez Mühe
hatte, dem schallenden Gelächter seiner Leute Ein-
halt zu thun, und sich selbst in den Schranken ern-
ster Würde zu halten. Aber die Anrede, mit wel-
cher der dicke Herr den General empfing, entsprach

der plumpen Form keinesweges. Sie war eben so verständig als verbindlich, und schloß mit den bittersten Klagen über Montezuma's unerträgliche Tyrannie, die das ganze Land Anahuak zur Verzweiflung bringe, vor allem aber das freie Gebirgsvolk der Totonakas, zu denen Chempoalla gehöre, und die seit undenklichen Zeiten durch ihre eigene Fürsten unumschränkt beherrscht worden. Die Erinnerung an die entriessene Macht und Herrlichkeit, vermöge der ehemals Chempoalla's Herren ihr Land bloß auf eigene Hand drücken durften, machte in der mediatifirten Hoheit so lebhaft empfindungen rege, daß ihr die hellen Zähren des Unwillens und Schmerzes aus den Augen stürzten. Cortez, seinen Zweck unverrückt im Auge behaltend, ergriff freudig diese Veranlassung, um, nach seiner Gewohnheit, viel von den Gräueln der Abgötterei zu sprechen, die die Gerechtigkeit des einzigen wahren Gottes durch die eben geschilderten Leiden bestrafen müssen. Dann ging er auf die Größe und Macht seines Königs über, der ihn vorzüglich zu dem Zwecke in das Land Anahuak gesandt, um die Klagen der Unterdrückten zu hören, gegen ihre grausamen Unterdrücker aber das strengste Recht zu handhaben, und schloß mit der ächt spanischen Versicherung, daß ihn die große Macht des Despoten am wenigsten kümmern, weil seine eigene, vom Himmel selbst unterstützt, unwiderstehlich sey.

Mit Entzücken hörte der Herr von Chempoalla das verkündete Evangelium, als in dem Menschenmeere ein unruhiges Drängen entstand, welches die Aufmerksamkeit des Fürsten und Feldherrn erregen mußte. Sie blieben auch nicht lange über die Ursache ungewiß, denn fünf Tribut-Einnehmer des Herrschers von Mexico, kostbar gekleidet, wurden auf Tragsesseln durch Chempoalla's Strafen getragen. Sklaven gingen vor dem Zuge her, Sklaven hielten den stolzen Großbeamten Sonnenschirme von Federn über die Häupter, Sklaven folgten ihnen. So zogen sie bei den Spaniern vorüber, und warfen so verächtliche Blicke auf diese, und so grimelige auf den armen Fürsten, daß die Soldaten nur durch das ganze Ansehen des Generals von Gewaltthätigkeiten abgehalten werden konnten. Schrecken und Todesangst auf dem Gesicht, rief der dicke Fürst nach seiner Sänfte, um sich den erzürnten Satrapen eines unversöhnlichen Gebieters auf der Stelle nachtragen zu lassen, und sie, wo möglich, zu besänftigen. Unterdeß quartierte sich das spanische Heer in den ihm angewiesenen Ge-

bäuden ein, in denen sie Lebensbedürfnisse jeder Gattung im Ueberflusse, und eine Menge junger Chempoalleferinnen zur Bedienung fanden, die sich um die Ehre drängten, die weißen Fremdlinge für die Beschwerden des Marsches zu entschädigen. Während die Untergebenen des Lebens Freuden so gierig und hastig genossen, wie es Kriegern am ersten zu verzeihen ist, die nicht einmal auf die nächste Stunde mit Gewißheit rechnen können, hörte der Heerführer mit ernstem Sinnen den Bericht der treuen Marina, die er auf Kundschaft ausgesendet. Dieser Bericht war nicht tröstlich. Die mexikanischen Beamten hatten dem Fürsten wegen des ungeheuern Staatsverbrechens, die feindlichen Fremdlinge bei sich aufzunehmen, die bittersten Vorwürfe gemacht, und ihm, zur Strafe seines Hochverrathes, über den gewöhnlichen Tribut, noch zwanzig Jünglinge zum Opfer für die beleidigten Gottheiten abgefordert, damit, wie es überall auf der Erde gebräuchlich, auch hier das Volk für die Mißgriffe des Regenten büße. Diese Anmaßung mußte Cortez doppelt entrüsten, weil sie zugleich seinen Stolz und seine Religiosität angriff. Sein Machtgebot rief den Fürsten von Chempoalla herbei, von dem er verlangte, daß dem Blutbefehle des Tyrannen der Gehorsam versagt, und die Uebersbringer verhaftet werden sollten. Der Fürst, zur Unterwürfigkeit gegen den zornigen Herrn gewöhnt, erschreckte nicht wenig über dieß Ansinnen, und schwankte kläglich zwischen der alten Achtung für Montezuma und der neuen Furcht vor den fremden Eindringlingen. Aber der Feldherr, in dessen Plan es lag, den Bruch zwischen Chempoalla und Mexico unheilbar zu machen, bestand so gebieterisch auf seiner Forderung, daß der Fürst nicht zögern durfte, zu gehorchen, und die Tribut-Einnehmer Montezuma's wurden — ohne sichtbaren Antheil der Spanier — durch des Fürsten Leibtrabanten gefangen genommen. — Jetzt war einmal der Ehrfurchtdamm zerrissen, und wie ein verheerender Strom brach der lang verhaltene Groll der Chempoallefer gegen ihre Peiniger hervor. Ueberzeugt, daß Montezuma doch das, was einmal geschehen, nie verzeihen könne, wollten sie ihre Rache so vollständig als möglich befriedigen, und der Fürst, Cortez freudige Zustimmung voraussetzend, verkündete ihm mit wilder Freude, daß noch in dieser Nacht, im Haupttempel der Stadt, an den fünf Mexikanern das geschehen werde, was Montezuma mit den geforderten zwanzig Jünglingen gethan haben würde. Aber wie er-

schrack er, als Cortez ihm mit großem Abscheu und furchtbarem Ernst erklärte: daß eine Stadt, die durch ein Bündniß mit Christen geehrt sey, sich durch kein Menschenopfer beflecken dürfe. Erstaunt sah der Heide den Christen an, der so entschieden auf der Rettung seiner grimmigsten Feinde bestand, aber dieser blieb bei seinem Verbot, und, theils um dem neuen Bundesgenossen den Ungehorsam unmöglich zu machen, theils aus einer andern, tiefer liegenden Absicht, befahl er, die Gefangenen aus dem fürstlichen Kerker in das spanische Quartier zu bringen, wo er sie durch seine eigenen Leute bewachen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragen und Rügen.

(Fortsetzung.)

3.

Die Bilder im Hamlet?

Es ist oft, neuerlich in No. 37. dieser Zeitung, in Anregung gebracht worden, auf welche Weise Hamlet die zwei Königsbilder vorzeigen solle? Daß er sie beide in der Hand, oder, wie ich es vor langen Jahren von Reinecke gesehen, in einem Medaillon an der Halskette trage, scheint unnatürlich. Will er durch Dolche mit der Mutter reden, so ist doch schwerlich anzunehmen, daß er sich zu dieser Unterredung gleichsam einen Apparat angeschafft habe; — die Schauspieler, die er zu Ausforschung des Claudius benutzte, bieten sich ihm auch durch den Zufall dar! — noch weniger aber ist zu glauben, daß er das Bild des Mörders, mit dem Bilde des theuern ermordeten Vaters vereint, gleichsam am Herzen trage. Eben so unglaublich ist es, daß die Königin das Bild des ermordeten Gemals, den furchtbar mahnenden Schatten, an der Mauer ihres Schlafgemachs, oder (verkleinert) etwa auf ihrem Ankleidetische dulden könne. Das hieß sich ja das Racheschwert an einem Haar selbst über das Haupt hängen! — Sollte man aber hier nicht im Weiten suchen, was sehr nahe liegt? Sollte es nicht das Angemessenste seyn, daß Hamlet das Bild seines Vaters an einer Kette, die Mutter aber das Bild ihres jetzigen Gemals etwa an einer Perlenkette trage? Auch der Effect mit dem Hinschleudern des „zusammengestickten Lumpenkönigs“ zur Erde, geht auf diese Weise nicht verloren. Wenn

Hamlet hastig nach dem Bilde des Claudius, nach der Halskette der Königin, die Hand ausstreckt, fährt diese erschrocken, wohl gar einen Mord fürchtend, zurück; die Perlenkette zerreißt; Hamlet behält das Bild in der Hand u. s. w. — Kenner mögen diese Fragen, die ich bei einem Gespräche nach der, von mir nicht gesehenen letzten Aufführung des Hamlets, anspruchlos aufwarf, und auch jetzt eben so anspruchlos, wie die vorigen, der öffentlichen Prüfung anheimgebe, entscheiden! Was bis jetzt geschehen, muß deshalb nicht das einzig Richtige seyn!

(Wird fortgesetzt.)

Als ich das Bild von Ernst Freih. v. Howald auführen sah.

Du Bild, mit welchen zarten Farben
Hat dich dein Meister dargestellt? —
Wie hast Du alte, liebe Bilder aufgestellt,
Die längst im dunklen Strom der Zeit erstarrten.
Wohl ist es gut, daß in des Lebens Reigen
Nur tropfend uns das Schöne mit verrinnt —
Uns schnell entflieht, eh' es noch kaum beginnt,
Dies Spiel der Zeit läßt Höhen uns ersteigen.
Nimm meinen Dank, Du Sänger reiner Töne,
Nimm diesen Nachhall auf in Deinen Kranz!
Laß ihn verklingen in der Hören Tanz —
Das Wahre ist ja immer auch das Schöne.

Agnes v. Einsiedel.

Die besten Gerichte.

Ein vielgereiseter Fremder kam auch nach Berlin; zufällig erhielt er an einer table d'hôte einen Platz neben dem, wegen seiner Witze bekannt, verstorbenen jüdischen Banquier H***. Der Fremde ließ sich mit seinem Nachbar in ein Gespräch ein, wobei er natürlich auch auf seinen jetzigen Aufenthaltsort kam und Berlin mit mehreren andern großen Städten verglich, die er besucht hatte.

Vorzüglich bin ich hier, sagte er: mit der Bewirthung in öffentlichen Häusern zufrieden; es ist alles so rein und schmackhaft. Wo ich noch an einer Wirthstafel gegessen habe, fand ich alle Gerichte von vorzüglicher Güte.

„O,“ sagte H***: „eins verdient doch den Vorzug vor allen übrigen, das haben Sie aber noch nicht kosten können, das — Kammergericht.“

M.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Das Bild.

(Fortsetzung.)

Wir überlassen dieß Geschäft des scythischen Schleifers in der Gruppe des Apolls und Marsyas gern allen, welche als — Kunsttrichter Beruf dazu haben, und begnügen uns vorläufig nur noch einige Bemerkungen einleitend beizubringen, da ja das Stück noch nirgends weiter aufgeführt und es nur ein Wohlwollen des Dichters war, wenn er der Dresdner Bühne den Erstlingsgenuß davon überlassen wollte. — Die Doppelfabel oder Handlung des Stücks ist freilich aus gar zarten Fäden zusammengesponnen. Alles darin ist verständig, aber nicht immer gleich verständlich motivirt. Da die eigentliche Fabel, das verhängnißvolle Porträt, wie natürlich, als innere Maschine, nur in wenigen Scenen hell hervortritt; so begegnete es wohl auch aufmerksamen Zuschauern bei der ersten Vorstellung, daß sie die ihr untergeordnete Handlung, der blinden Camilla Liebe und den Wettkampf in Großmuth zweier, mit gleichem Feuer Liebenden, sich aber erst im Tode erkennenden, Männer des Ritters und des Malers, die hier durchweg und mit weit größerer Deutlichkeit hervortritt, für die Hauptsache hielten. Daraus entstand der schon oft unter uns gehörte Vorschlag, dem Stücke ein glückliches Ende durch Vermählung Camilla's mit dem treuen Maler zu geben. Man weiß nicht, ob man die gutmüthige Empfindsamkeit, die so etwas wünscht, oder die Alltäglichkeit, die uns hier Bazo's Maler zu 5 Akten erweitert anmuthen möchte, mehr anklagen soll. Sollte der hochherzige Ritter bei der nun in den Armen des Malers ruhenden Blinden etwa die *cicisbeatura stretta* übernehmen? oder soll das Epigramm seine Anwendung leiden, das uns bei dieser Veranlassung eine geistreiche Frau mittheilte:

Schönes erspähender Maler, warum erwählst du die Blinde? —

Blind, wünscht jeglicher Mann, sei ihm zu Seiten die Frau! —

Lenz fällt durch das Schwert des Marchese, der ihn bis zum letzten Anlauf im Ahnensaale für den böshafsten Maler des fatalen Bildes hält. Das, was gerade den mitwissenden Zuschauer am meisten beklemmt und tragisch ergreift, daß der verhärtete Vater jeden sich ihm aufdringenden Zweifel, jede Aufklärung zurück weist, wird hier dem Dichter zum Vorwurf gemacht. Recht gespielt wird indes der Marchese als Rächer seines Schwiegersohnes vollkommen consequent erscheinen und niemand wird wünschen, die ihm allein gebührende Rolle der Blutrache an dem untergeordneten Kastellan abgetreten zu sehen. Wir erfahren, daß bei der wiederholten Aufführung auch die Zweifler durch den Schluß völlig befriedigt waren. Indes gehören die Feinheiten solcher Lösung oder Entknotung, um ein Wort aus Wieland's Münze zu brauchen, nur dann zu den Vorzügen eines Stücks, wenn sie nicht in Kunstleiten ausarten. Wie meisterhaft hat aber unser Dichter alle ihm zu Gebote stehenden Mittel benutzt, um die sonst unvermeidliche Erkennung bei-

der Liebenden zu verhindern! Camilla ahnet, hört seine, sie umschwebende, Erscheinung. Er steht dreimal vor ihr, und doch ist ihm die Zunge gebunden! — Das Einfachste bleibt stets das Faszinirteste und Beste. Die schwächste Seite des Stücks selbst in unseren besten Trauerspielen, nur zu oft gemißbrauchte Motive. Man denke selbst an der Johanna Schweigen in der Jungfrau und an Isabella in der Braut von Messina. Der Maler schweigt mehrmals sehr gewaltsam, sowohl in der Scene, wo er Camilla's Liebe aus ihrem eigenen Munde erfährt und doch nicht losbricht, (welches eine bloße Theater-Enthaltbarkeit ist) als gegen den Marchese in der Schlussscene. Auch Leonhard schweigt ganz unbegreiflich im 4ten Akte in der Scene mit dem Maler (die jetzt wegfällt). Doch der Eindruck des Ganzen ist kräftig und in Klarheit. Kleinere Schönheiten treten erst bei genauerer Bekanntschaft hervor. Daß der Maler das Schwert zum Geschenk als Schutzwaffe empfängt, welches gegen ihn selbst gezückt werden soll; daß Camilla in den letzten Augenblicken ihr Gesicht wieder bekommt, unter Umständen, die nur der Sehenden tödtlich werden, diese Dinge vermehren den Genuß, beweisen den Reichthum des Dichters, gefallen aber doch nur, weil sie ohne Anspruch und Anstrengung freiwillig hervorgewachsen scheinen. Und das ist der eigene Zauber von Houwald's tragischen Dichtungen, daß sie, eine freie Göttergabe, ohne Geburtschmerzen erzeugen, Kinder der reinsten Begeisterung zu seyn scheinen. Dabei trägt das Stück doch mancherlei Zeichen seiner jetzigen Geburtsstunde. Wir lieben jetzt im Trauerspieler, was der rhetorischen und poetischen Declamation vollen Spielraum giebt. Wie uppig rankt, blüht, wipfelt hier alles in diesem bilderreichen Bilde! — Man kann das Uebermaß tadeln, wegschneiden, wie alles, was zu viel ist. Aber was auch bleiben mag, es ist ächt, nicht leeres Formenspiel, und kann daher auch ohne Manier und Aufgedunsenheit richtig declamirt werden. Wir lieben ferner jetzt das Künstlerleben und künstlerische Bemerkungen selbst auf der Bühne. Es kommen im Bilde viel herrliche Stellen über die innere Gemüthswelt und der Flügelschlag des gestaltenden Genies in der Seele des Malers vor. Houwald ist ein geborner Maler.

Aber das Stück fodert Künstler zur Darstellung. Mißfällt es irgendwo, oder wird es auch nur lau aufgenommen, so liegt die Schuld an dem Unvermögen oder der manierirten Unnatur der Schauspieler, die zu spröde, um es wahrhaft in sich zu gestalten, im Bilde selbst nur eine eitle Bilderjagd halten. Seine Aufführung bei uns gehörte zu den gelungensten. Es fodert nur ein geringes Personal und keine Rücksicht wegen der drei Einheiten. Aber um so stärker sind die Ansprüche an jede einzelne Rolle. Die erste ist die des Malers Epinarosa oder Lenz. Herr Hellwig hat sie mit ausgezeichneter Liebe durchdacht und trefflich durchgeführt. Was mimische Kunst und der Umfang seiner Stimme zu geben vermochte, Ausdruck des Gesichts, Steigerung, nichts wurde vermisst. Der lauteste Beifall unterbrach und begleitete ihn mehrmals.

(Die Fortsetzung nächstens.)